

{heartlines}

**{heartlines}** – based on a true story

Weil das Leben die besten Geschichten schreibt!

Jede Geschichte ist es wert, erzählt zu werden. Wir schaffen einen Safe Space für die Begegnung von Autor\*innen mit jungen Menschen, die ihre Erlebnisse teilen möchten. Inspiriert von den echten Geschichten und Persönlichkeiten der Storygeber\*innen, schreiben die Autor\*innen Romane zum Eintauchen und Mitfühlen. Mit Charakteren, die Mut machen, und unvergesslichen Lovestories, die unsere Herzen erobern. Wenn auch du als Storygeber\*in dabei sein möchtest, dann schicke uns eine E-Mail an

**deinegeschichte@penguinrandomhouse.de**

mit folgendem Inhalt: eine kurze Schilderung deiner wahren Erlebnisse und deine Motivation, daraus einen Roman zu machen. Die Länge sollte maximal 2–3 Seiten sein.

Wir freuen uns, von dir zu hören!

[www.penguin.de/verlage/heartlines](http://www.penguin.de/verlage/heartlines)



**@penguinlovestories**

TINE NELL

LIKE THE  
FIRST  
*Breath*

BASED ON ELENA'S STORY

TRUE-FICTION-ROMAN

{heartlines}

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Dieses Buch basiert zwar zum Teil auf wahren Begebenheiten und behandelt typisierte Personen, die es so oder so ähnlich gegeben haben könnte, einen Anspruch auf Faktizität erhebt es aber nicht. Diese Urbilder wurden jedoch durch künstlerische Gestaltung des Stoffs und dessen Ein- und Unterordnung in den Gesamtorganismus dieses Kunstwerkes gegenüber den im Text beschriebenen Abbildern so stark verselbstständigt, dass das Individuelle, Persönlich-Intime zugunsten des Allgemeinen, Zeichenhaften der Figuren objektiviert ist. Für alle Leser und Leserinnen erkennbar, erschöpft sich der Text nicht in einer reportagehaften Schilderung von realen Personen und Ereignissen, sondern besitzt eine zweite Ebene hinter der realistischen Ebene. Es findet ein Spiel mit der Verschränkung von Wahrheit und Fiktion statt, wodurch Grenzen bewusst verschwimmen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Originalausgabe 04/2026

Copyright © 2026 by Tine Nell

Copyright © 2026 by {heartlines} Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich  
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Mira Massong

Umschlaggestaltung und Motiv: © bürosüd, München

Bildnachweis: AdobeStock: zolotons

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-453-29280-2

[www.penguin.de/verlage/heartlines](http://www.penguin.de/verlage/heartlines)

@penguinlovestories

DU bist der Anfang jeder Veränderung.  
Deine Umstände verlieren die Macht über dich,  
sobald du losgehst. Und hier geschieht das Wunder:  
Dein gesamtes Leben blüht auf, weil du mutig  
die ersten Schritte machst.



# PLAYLIST



## *Hannas Songs*

... Who Am I • Eva Snyder  
Oceans (Where Feet May Fail) • Hillsong United, Taya  
Our God • Chris Tomlin  
Say You Won't Let Go • Krik., Mari  
Only Hope • Mandy Moore  
Bisschen Liebe • Luana, Haller  
Love Not War (The Tampa Beat) • Jason Derulo, Nuka  
We Pray • Coldplay  
Love on the Brain • Rihanna  
Nothing Impossible • Walking on Cars

## *Noahs Songs*

One More Light • Linkin Park  
Otherside • Red Hot Chili Peppers  
Heavy • Linkin Park feat. Kiiara  
Zuhause • Chris  
Scar Tissue • Red Hot Chili Peppers  
Castle of Glass • Linkin Park  
Faint • Linkin Park  
Stadt • Cassandra Steen, Adel Tawil  
Don't Give up on Me • Andy Grammer





# PROLOG

*Hanna*

Das Herz schlug mir bis zum Hals, als ich auf die Bühne trat. Meine Knie waren weich, und ich befürchtete, es nicht bis zu dem Mikrofonständer zu schaffen. Ich spürte die Blicke von vierhundert Menschen auf mir. Die meisten Gesichter waren mir vertraut, genauso wie die Dielen unter meinen Füßen. Ich kannte das Knarzen des Holzes, wusste, dass neben dem Flügel ein Brett locker war. Unzählige Male hatte ich hier gestanden, musiziert, gesungen. Doch heute war es anders.

Mein Magen verkrampfte sich, und meine Hände waren schweißnass, als ich meine Position erreicht hatte und das Mikro umfasste. Lichtkegel waren auf mich gerichtet, ihre Wärme brannte auf meiner Haut. Ich blinzelte gegen die Helligkeit an, sah meine Eltern in der ersten Reihe sitzen, Frauen und Männer getrennt voneinander auf Holzbänken, die in klarer Ordnung im Saal standen. Neben Mama war ein freier Platz – mein Platz. Ihr Kopf war gesenkt, ihre Miene versteinert, als wäre sie gar nicht anwesend. Wahrscheinlich wünschten sie und mein Vater sich weit fort oder eine andere älteste Tochter herbei. Mein Vorhaben beschämte sie, auch wenn sie es letzten Endes akzeptiert hatten.

Meine sechs Geschwister waren zu Hause geblieben, weil diese Versammlung ausschließlich für volljährige Mitglieder unserer Gemeinde zugelassen war. Sie wussten über meine Pläne Bescheid, hatten aber nicht viel dazu gesagt. Betty, meine jüngste Schwester, hatte

angefangen zu weinen, weil sie mich nicht gehen lassen wollte. Sie war noch zu klein, um das alles zu verstehen.

Rechts von mir saß die Bruderschaft, alle in Anzügen, gleich neben dem Hauptpastor – Ruben. Er war ein großer Mann, stämmig, mit einem runden Gesicht und einer Glatze. Die ewige Härte in seinen Augen hatte mir schon immer Angst gemacht. Heute noch mehr als sonst.

»Schwester Hanna hat ein Anliegen, sie möge dafür bitte vor die Gemeinde treten«, hatte er vor ein paar Minuten verkündet. Er sprach stets ruhig, aber seine Worte waren so kalt und präzise wie Nadelstiche. Niemand stellte ihn und seine Aussagen jemals infrage.

Ich schluckte, kämpfte gegen die Übelkeit an. Meine Muskeln begannen unkontrolliert zu zittern und mir wurde schwindelig. Es war so still im Saal, dass ich das Blut in meinen Ohren rauschen hörte. Ich straffte die Schultern, strich mit zittrigen Fingern über meine Bluse und den langen Rock, den ich heute Morgen perfekt gebügelt hatte. Der strenge Dutt, zu dem ich mein langes blondes Haar zusammengebunden hatte, zog an meinem Hinterkopf. Ich trug normalerweise zwei Spangen, die das Haar zur Hälfte zurückhielten – das Höchste, was erlaubt war. Heute hatte ich alles besonders vorbildlich machen wollen.

»Liebe Brüder und Schwester, liebe Älteste«, brachte ich erstickt hervor. Meine Stimme klang schwach und viel zu hoch, anders, als ich es mir vorgenommen hatte. Und doch hallte sie durch den riesigen Saal, in dem es totenstill war. Ich musste stark bleiben, selbstbewusst. Das hier war wahrscheinlich der wichtigste Schritt meines Lebens. Ich musste es hinbekommen. »Ich danke euch, dass ich heute sprechen darf. Seit meiner Geburt gehöre ich dem *Bund der heiligen Ordnung* an, durfte wachsen, lernen, dienen. Dafür bin ich zutiefst dankbar. Dennoch spüre ich seit einiger Zeit eine tiefe Berufung, der ich folgen möchte, und deshalb bitte ich darum, die Gemeinde zum Studieren verlassen zu dürfen.«

Ein Raunen ging durch die Menge. Wieder zog sich mein Magen zusammen. Wenn ich mich jetzt übergeben müsste, würde ich mich

und meine Familie noch mehr beschämen. *Die abtrünnige Tochter, die Abitur gemacht hat und nun nach München ziehen und Lehramt studieren will, übergibt sich vor vierhundert Menschen auf der Gemeindebühne.*

Erneut suchte ich nach einem Blick meiner Eltern, der mir Halt gab, aber ich bekam nur Sorge, Enttäuschung und Angst. Für einen kleinen Moment wünschte ich, ich könnte die Zeit zurückdrehen zu dem Tag, an dem ich mit sechzehn Jahren beschlossen hatte, Lehrerin zu werden. Ich wünschte, ich hätte meinen Plan verworfen und wie alle anderen Mädchen der Gemeinde nach der zehnten Klasse die Schule verlassen und eine Ausbildung gemacht, um schnell zu heiraten und Kinder zu bekommen. Alles wäre einfacher gewesen, und meine Familie hätte genau die fromme Tochter gehabt, die sie verdiente.

Doch der Gedanke war fort, noch bevor er sich richtig geformt hatte. Mein Traum war seit Jahren in mir gereift, und ich wollte ihn nicht aufgeben. Ich hatte Angst. Unendliche Angst vor der Entscheidung der Bruderschaft, um das Ansehen meiner Familie, vor der Zukunft, Angst davor, dass ich auf dem falschen Weg war und es zu spüren bekommen würde.

Vielleicht war das mein Ende oder ein Anfang. Alles würde sich heute, in diesem Moment entscheiden.

## Tagebucheintrag

Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll. Das hier ist total neu für mich. Meine Deutschlehrerin, Frau Husnik, hat uns dieses Tagebuch geschenkt, jedem Schüler eins, und meinte, dass man reinschreiben kann, was immer man will, ohne dass es jemand lesen wird – Gefühle, Fragen, Dinge, die einen beschäftigen.

Ich breche beim Schreiben nach jedem Satz ab, weil ich nicht sicher bin, ob das hier okay ist. Nein, eigentlich weiß ich genau, dass es das nicht ist. Meine Eltern würden es nicht gut finden, wenn sie erfahren, dass ich in ein geheimes Buch schreibe. Ich habe ein bisschen Angst, trotzdem will ich es ausprobieren. Es ist doch nur ein Buch, oder?

Es gibt auf jeden Fall ziemlich viele Dinge, die ich aufschreiben will, Themen, über die ich nachdenke, über die ich mit niemandem sprechen kann. Nicht sprechen darf. Manchmal fühle ich mich einsam, obwohl ich sechs Geschwister habe und mir mit drei von ihnen mein Zimmer teile. Es ist eine andere Art der Einsamkeit. Ich kann es nicht beschreiben, und ich wünschte, ich könnte ab und zu mit jemandem sprechen. So richtig. Vielleicht habe ich dafür jetzt dich, dieses kleine Buch.

Okay, das hier ist echt seltsam..



# KAPITEL 1

*Hanna*

»Netter Rock.«

Ich stolperte zur Seite, zuckte unter dem amüsierten Blick des Typen zusammen, der mich auf dem Flur des Wohnhauses angepöbelte und jetzt neben seinem Freund weiterlief, während er über die Schulter meinen altmodischen Rock und meine helle hochgeschlossene Bluse musterte. Die beiden trugen Shorts und T-Shirts. Draußen brannte die Sonne, und es waren gute dreißig Grad, aber ich war es gewohnt, in meinen langen Sachen zu schwitzen. Mein blondes Haar, das ich mit zwei Klammern halb hochgesteckt hatte, klebte in meinem Nacken. Die Typen lachten – offensichtlich über mich –, und obwohl ich solche Sprüche aus meiner Schulzeit kannte, spürte ich einen festen Stich in meiner Brust.

Mit meinen zwei Koffern stand ich vor der Wohnungstür – meiner Wohnungstür. Es war ein ruhiges Wohnhaus in Schwabing, einem Stadtteil von München, der beliebt bei Studierenden war, zumindest hatte mir das die Vermieterin am Telefon versichert. Bei dem Chaos, das um mich herum herrschte, hatten wir aber offensichtlich eine andere Vorstellung von ruhig. Die Türen der Nachbarwohnungen öffneten und schlossen sich, Leute in meinem Alter gingen ein und aus, niemand sonst mit Koffern und Taschen, weil kaum jemand im Juli schon in seine WG einzog, sondern eher zum Wintersemester im Oktober.

Mir war immer noch flau im Magen von der langen Autofahrt und

dem Schweigen, das zwischen mir und meinem Vater gelegen hatte. Der Abschied von ihm war ähnlich wortkarg ausgefallen, immerhin hatte er mich in den Arm genommen. Lang und fest, und ich hatte fast zu weinen begonnen. Die Tränen saßen mir als dicker Kloß im Hals, doch ich war Profi darin, sie zurückzuhalten. Mein Gefühlszustand schwankte irgendwo zwischen Euphorie und Panik und für den Bruchteil von Sekunden wäre ich Papa am liebsten hinterhergelaufen und mit ihm zurückgefahren, zurück nach Eichhain. Ich hatte mein kleines Dorf bis heute nie verlassen außer für die Schulbesuche am Gymnasium.

Der Rucksack auf meinem Rücken wog schwer und drückte neben den quälenden Gedanken auf meine Schultern.

Ich war hier. In München. Und gleich morgen würde ich die Uni kennenlernen, die ich die nächsten Jahre besuchen würde. Meine offiziellen Kurse starteten zwar erst im Oktober, doch ich hatte die Möglichkeit genutzt und mich für eine Sommerakademie für Lehramtsstudierende angemeldet, um als Ersti einen umfassenden Einblick in die Fächer und Themen zu bekommen: *Einführung in die Schulpädagogik, Digitale Medien im Grundschulunterricht, Mathematikdidaktik*. Ich hatte es kaum erwarten können, nach München zu ziehen, und war dankbar, dass mein Zimmer in der WG schon ab Juli frei war. Nicht zuletzt, weil die Stimmung in Eichhain belastend gewesen war, nachdem ich verkündet hatte, dass ich gehen würde. Aber jetzt würde alles gut werden. Ich war hier. Ich würde Lehrerin werden.

»Hallo«, rief ich in den engen Flur, nachdem ich die angelehnte Tür aufgedrückt und die Wohnung betreten hatte. Ich fand es nicht besonders vertrauenerweckend, eine Tür in einem so großen Haus offen stehen zu lassen, und hoffte, dass es nur eine Ausnahme war oder dass mich meine Mitbewohnerinnen bereits erwarteten.

Ein Kopf mit hellblonden Haaren und rosa Spitzen lugte aus einem der Zimmer hervor. »Hey.« Das Mädchen grinste und kam zu mir. Sie war ungefähr so groß wie ich, um die ein Meter siebzig, schätzte ich, und hatte eine ähnlich schlanke Figur. Doch das war

auch das Einzige, was wir rein äußerlich gemeinsam hatten. »Da bist du ja.« Sie streckte mir ihre Hand entgegen. »Ich bin Juli.«

»Hanna«, stellte ich mich vor und schüttelte ihre Hand.

»Hey, Sara, sie ist da«, rief Juli.

Aus einem anderen Raum, ich tippte auf das Wohnzimmer, kam eine junge Frau mit eng gelocktem schwarzem Haar auf uns zugehen. Sie war etwas kleiner, hatte dunkle große Augen und eine offene und freundliche Ausstrahlung. »Hanna! Wir haben schon auf dich gewartet.«

In diesem Moment fielen mir die ersten Steine vom Herzen, weil beide wirklich sympathisch schienen. Flüchtig zuckte mein Blick auf Saras Top und den nackten Bauch, in dessen Nabel ein Piercing glitzerte. Ich dachte an Papa und war dankbar, dass er nicht mit reingekommen war, sondern mich an der Straße abgesetzt hatte. Obwohl mir bewusst gewesen war, dass ich die nächsten Jahre mit Menschen zusammenwohnen würde, die ganz anders lebten als ich, fühlte es sich jetzt, wo ich hier war und meinen Mitbewohnerinnen gegenüberstand, seltsam und ein wenig beängstigend an. Bei uns nannte man sie weltliche Menschen, und eigentlich mieden wir sie. Julis Kurzhaarschnitt, die rosa Farbe ... das alles war nichts, was in mein bisheriges Leben gehört hatte.

Ich bemerkte, dass Sara und Juli meine Kleidung neugierig musterten, aber ihre Blicke waren zum Glück anders als die der amüsierten Typen auf dem Flur. Ihre Mienen blieben offen, doch ich las deutliche Verwunderung darin.

»Wow, dein Stil ist so ... vintage.« Sara deutete auf meine Koffer. »Sogar die Koffer passen zum Outfit.«

Ich lächelte ihre Bemerkung weg. Was sollte ich sagen? Dass ich keinem speziellen Modetrend folgte, sondern immer so aussah? Und dass die beiden Koffer uralt waren, weil niemand in unserer Familie je verreiste?

»Wir waren ganz gespannt auf unsere neue Mitbewohnerin. Die letzte war echt ein Reinform.« Sara lachte, Juli stieß sie mit dem Ellbogen an.

»Es hat nicht so gut gepasst, das ist alles«, schob sie hinterher und machte ein zerknirsches Gesicht. »Das mit uns wird sicher super.«

»Das hoffe ich.« Ich hatte versucht, mich wegen der Mitbewohnerinnen nicht verrückt zu machen, und mir eingeredet, dass es gut werden würde. Trotzdem blieb immer diese Restangst, dass wir uns unsympathisch sein könnten oder sie sich nicht für mich interessierten.

»In der Mail der Vermieterin stand, dass du ab dem neuen Semester Lehramt studieren wirst?«, fragte Sara. »An der Ludwig-Maximilians-Universität?«

»Ja. Ich möchte Lehrerin werden. Für die Grundschule. Vorher belege ich ein paar Kurse im Sommerprogramm, um schon mal reinzukommen.«

»Sehr vorbildlich. Dann werden wir bestimmt den gleichen Weg haben. Psycho und Pädagogik sind im selben Gebäude. Ich studiere Psychologie. Juli Germanistik.«

»Ich habe den Traum, mal in einem Verlag zu arbeiten«, erklärte Juli und fügte etwas leiser hinzu: »Oder Autorin zu werden.«

»Das heißt, du schreibst?«

Die Röte auf ihren Wangen verstärkte sich. »Nur so für mich. Hauptsächlich Lovestorys.«

»Nicht mal ich darf sie lesen.« Sara warf Juli einen gespielt beleidigten Blick zu, die nur die Augen verdrehte und Saras Kommentar ignorierte.

»Woher kommst du eigentlich genau?«

»Das Dorf heißt Eichhain. Liegt in der Nähe von Marburg in Hessen, ungefähr fünf Stunden von hier entfernt.«

»Wow, das ist weit weg. Gibt's bei euch in der Nähe keine Uni?«

»Doch ...« Ich stockte, wusste nicht, wie ich erklären sollte, warum ich mir ausgerechnet München zum Studieren ausgesucht hatte, ohne Sara und Juli von meinem bisherigen Leben zu erzählen. Von der Gemeinde, von dem brennenden Wunsch, an einem Ort zu leben, in der es sie nicht gab. Denn das war meine einzige Chance, meinen eigenen Weg zu gehen. »Mir gefällt München«, sagte ich lahm.

Dabei hatte ich absolut keinen Schimmer von der Stadt. Ich knetete meine Finger und dachte an meine Familie, mit der ich gestern zum vorerst letzten Mal zusammen zu Abend gegessen hatte. Mama hatte Plov, mein Lieblingsessen, gemacht und ein Gebet gesprochen, in dem sie darum bat, dass Gott mir beistehen möge, trotz allem. Mein Herz war in dem Moment gebrochen. Die Wochen davor hatte es bereits Risse bekommen, wenn meine Eltern mich mit dieser Enttäuschung im Blick angesehen hatten. Aber es schlug weiter, und mein Traum, Lehrerin zu werden, hatte mich immer wieder angetrieben, es durchzuziehen. Die Vorstellung, Kindern etwas beizubringen, sie positiv zu beeinflussen, ihnen zu helfen, an sich und die eigenen Träume zu glauben, war ein Wunsch, der stärker war als alles andere.

»München ist toll, mit der U-Bahn bist du ruck, zuck bei der Uni und in der Stadtmitte.« Sara grinste. »In unserer WG wird's auch nie langweilig.«

Ich zwang meine Mundwinkel nach oben, weil Saras Satz nicht unbedingt das war, was ich hören wollte.

»Komm, wir zeigen dir dein Zimmer.« Juli griff nach einem meiner Koffer und lief damit auf eine Zimmertür zu. Ich folgte ihr mit dem Rest meines Gepäcks.

Mit großen Augen blieb ich im Türrahmen stehen. Vor mir lag das Zimmer. *Mein* Zimmer. Nach zwanzig Jahren hatte ich zum ersten Mal meinen eigenen Raum. Mein eigenes Reich. Ich blickte mich um, musterte das breite Bett, die Kommode und den Schreibtisch. Ich war froh gewesen, dass das Zimmer möbliert war und ich nicht auch noch Geld für die wichtigsten Möbel ausgeben musste. Der Schreibtischplatte sah man an, dass auf ihr viel gearbeitet worden war, der Lack an dem Bettgestell war abgeplatzt, was alles keine Rolle spielte. Denn ich war dankbar. Unendlich dankbar. Beim Anblick der nackten weißen Wände sprudelte es in meinem Kopf wie auf Kommando nur so vor Ideen, wie ich den Raum einrichten wollte – obwohl ich keine Ahnung hatte, von welchem Geld. Das würde die nächste Hürde werden. Ich brauchte dringend einen Job, der mich in meiner Studienzeit neben dem BAföG über Wasser hielt.

»Unsere Zimmer liegen gleich nebenan und sind ähnlich geschnitten«, sagte Sara. »Aber du hast den hübschen Baum als Aussicht.« Sie deutete auf das kleine Fenster mit den schlierigen Scheiben, vor dem die Äste einer Buche rankten. Hellgrüne frische Blätter wiegten sich im Wind.

»Es ist wirklich schön.« Als ich mich an Sara und Juli wandte, drückte der Kloß in meinem Hals stärker denn je. »Darf ich was an die Wände hängen?«

Sara kicherte. »Du darfst sie in Knallpink streichen, wenn du drauf stehst. Solange du nichts kaputt machst oder hier drin irgendwelche Hanfplantagen züchtest, ist alles erlaubt.«

»Oh, keine Sorge. Mit so was habe ich nichts zu tun.«

Saras Lachen wurde lauter. »Das war doch nur ein Witz.«

»Oh.« Jetzt war ich diejenige, die rot anlief.

»An Saras Humor wirst du dich schon noch gewöhnen.« Juli zwinkerte. »Wir sind letztes Wintersemester hier zusammen eingezogen und haben uns kennengelernt. Willst du auch unsere Zimmer sehen? Und den Rest der Wohnung?«

Ich nickte und folgte den beiden über den Flur in das Zimmer neben meinem. Julis Zimmer. Die Wände waren in einem sanften Rosa gestrichen, ein ähnlicher Ton wie ihre Haarspitzen. Das schien ihre Lieblingsfarbe zu sein. Gerahmte Bilder von Sonnenuntergängen und dem Meer hingen über einem Bett mit sandfarbenen Kissen. Ein flauschiger weißer Teppich lag in der Mitte. Auf einem Schreibtisch stand ein Laptop, daneben ein paar Notizbücher. In der Luft hing ein blumiger Duft, der zu ihr passte – zumindest zu dem ersten Eindruck, den ich von ihr hatte. Sie wirkte lieb, und ich hoffte, dass wir gut miteinander auskommen würden.

»Schön«, kommentierte ich und meinte es ehrlich.

Juli lächelte. »Danke. Ich mag es auch sehr.«

Saras Zimmer war komplett anders eingerichtet und etwas chaotischer. Über ihrem Schreibtischstuhl stapelten sich Klamotten, und auf dem grauen Teppich lagen Bücher und Collegeblöcke. Ich sah weg, als ich auf ihrem Schreibtisch ein gerahmtes Foto von einem

halb nackten Kerl in Boxershorts stehen sah. Offensichtlich nicht schnell genug, denn Sara fing meinen Blick auf und ging zum Schreibtisch. »Hier wohnen Channing Tatum und ich.«

»Ah, okay«, stotterte ich, ohne das Foto noch einmal anzusehen. »Ist das dein Freund?«

Sara und Juli kicherten.

»In meinen Träumen vielleicht. Kennst du etwa nicht Channing Tatum, den Stripper aus *Magic Mike*? Dem Film?« Sara stieß anzüglich die Hüften vor, dann ebte ihr Lachen ab, als ich nur mit der Schulter zuckte.

»Oh, na dann wissen wir ja schon, was wir mal zusammen gucken.«

Ich schluckte und verbiss mir den Kommentar, dass ich keine Filme schaute. Schon gar nicht welche mit halb nackten Männern. Meine Familie besaß ja nicht mal einen Fernseher.

Sara und Juli setzten die Wohnungstour fort, zeigten mir das Wohnzimmer mit dem großen Sofa, die Küche und das Bad, das mit Make-up-Produkten und Parfums vollgestopft war, aber sauber wirkte. An dem Badspiegel klebte ein Post-it, auf dem *Du bist einzigartig und perfekt* stand.

»Das ist ein Mut-Satz«, erklärte mir Juli, die meinem Blick gefolgt war. »Das hat meine Mama früher immer zu Hause gemacht, und ich habe es in der WG eingeführt. Jeden Montag ist die Nächste dran und schreibt eine positive Botschaft zum Wochenstart, eine Art Affirmation. Wenn du magst, kannst du mitmachen.«

Ich fand dieses Ritual eine liebevolle Idee, aber ich wusste schon jetzt, dass es mir schwerfallen würde, etwas in der Art aufzuschreiben. Ich hatte keine Ahnung von positiven Affirmationen, eher von Bibelversen, die ich alle auswendig konnte. Würde es auffallen, wenn ich sie abändern würde? Es wäre schön, ein Teil von ihrem Ritual zu sein.

Während der Führung sprach ich nicht viel, nickte und lächelte, verdrängte die Überforderung, bis ich mich in mein Zimmer zurückziehen und meine Koffer auspacken konnte. Schnell holte ich die Chipstüten aus meinem Rucksack – die ungarischen, die ich so liebte und die mich immer beruhigten, deshalb schleppte ich ständig

einen Notvorrat mit mir herum. Ich riss die Tüte auf, steckte mir ein paar Chips in den Mund und schmeckte das vertraute Gewürz. Dann öffnete ich den ersten Koffer und kramte mein altes Tagebuch heraus, das ich unter einer Schicht Kleidung versteckt hatte. Sanft strich ich über den schwarzen Einband, der über die Jahre verblasst war, die Kanten des Umschlags waren abgenutzt. Das Buch, das ich besaß, seit ich sechzehn Jahre alt war, war bis auf die letzte Seite vollgeschrieben. Ich hatte es schon seit dem Abitur nicht mehr aufgeschlagen. Diese Einträge gehörten zu einem früheren Lebensabschnitt, in dem ich beschlossen hatte, einen anderen Weg zu gehen, als alle von mir erwartet hatten. Das Tagebuch war mir sehr wichtig, und ich hätte es nicht zurücklassen können. Darin standen zu viele Dinge, über die ich nicht mal hätte nachdenken dürfen. Es zurückzulassen, wäre zu riskant gewesen. Wenn meine Eltern oder Geschwister es entdeckt hätten ..., das hätte Konsequenzen gehabt. Vielleicht wäre ich ohne dieses Buch nicht so weit gekommen und würde nun nicht in diesem Zimmer sitzen.

*Wer zu viel denkt, entfernt sich vom Glauben.*

»Du wolltest es so. Du hast einen Traum. Vergiss das nicht«, murmelte ich, während ich das Buch gegen meine Brust drückte.

Ich atmete durch, blickte aus dem Fenster, auf die Äste des Baums und die Taube, die auf einem von ihnen saß und mich anstarrte. Freundlich, als würde sie mich begrüßen. Oder anklagend für das, was ich getan hatte.

Eine einzelne Träne rollte meine Wange hinunter, auf die weitere folgten. Ich weinte sie allein – wie immer.

## Tagebucheintrag

Ich mag Frau Husnick. Sie ist eine meiner liebsten Lehrerinnen, und das nicht nur, weil sie mir dieses Buch geschenkt hat. Sie ist nett und verständnisvoll und selbstbewusst- ich finde sie faszinierend, weil es so mühelos scheint, wie sie auf alle Schüler eingeht. Sie gibt sich unheimlich viel Mühe. Es muss toll sein, wenn man anderen Menschen etwas beibringt. Besonders wenn es Kinder sind, die noch voller Wissbegierde stecken. Ich war selbst so ein Kind, aber nicht jede Frage wurde beantwortet, oder es gab immer dieselben Antworten:

Gott wünscht es sich so.

Du wirst es schon irgendwann verstehen.

So darfst du nicht denken.

Manchmal stelle ich mir vor, wie ich da vorne stehe, vor der Schulklasse, an die Tafel schreibe, von Tisch zu Tisch gehe und in die Hefte sehe, Tipps gebe und die Schüler ermutige, es noch einmal zu versuchen. Mein Herz klopft dann jedes Mal schneller, und ich erwische mich dabei, wie ich lächle. Es ist nicht mehr lange bis zum Abi. Meine Eltern haben einen Kontakt zu einer Arztpraxis in unserer Stadt geknüpft, in der ich mich als Arzthelferin bewerben kann. Viele Mädchen aus der Gemeinde haben dort ihre Ausbildung gemacht. Katarina hat dort letztes Jahr angefangen. Es wäre echt schön, wenn meine beste Freundin und ich Kolleginnen wären. Ich wurde nicht gefragt, ob ich das wirklich will. Aber es ist nun mal am sinnvollsten. Glaube ich. Wenn ich an die Arbeit in der Praxis denke, muss ich nicht lächeln. Aber vielleicht kommt das noch.



## KAPITEL 2

*Hanna*

»Ich weiß, es wirkt nicht so übersichtlich, weil die LMU keine klassische Campus-Uni ist, aber du wirst dich schnell zurechtfinden.« Juli lächelte mich an. »Das ist das Herzstück, der Geschwister-Scholl-Platz mit dem Hauptgebäude der LMU. Und auch die meisten geisteswissenschaftlichen Institute sind in der Nähe. Hier bin ich die meiste Zeit für meine Vorlesungen und Seminare. Sara wird näher bei dir sein, in der Leopoldstraße, das ist keine zehn Minuten zu Fuß entfernt. Das Gebäude wird Schweinchenbau genannt, weil es rosa ist.«

»Was, ehrlich?« Ich lachte, und meine angespannten Schultern lockerten sich ein wenig.

»Ja, wäre eigentlich perfekt für mich. Ich liebe Rosa.« Juli sprach weiter, während mein Blick wie gebannt an dem eindrucksvollen Hauptgebäude hing, das mich an einen Palast erinnerte. Davor plätscherte ein Brunnen, auf seinem Rand saßen ein paar Studierende. Die Fassade des Hauptgebäudes bestand aus hellem fast sandfarbenem Stein, große Rundbogenfenster waren nebeneinander angeordnet, wie Augen, die auf mich herabsahen, den breiten Eingang flankierten Säulen. Alles an diesem Gebäude schien zu sagen: *Hier wirst du geprüft*. Mein Lächeln erstarb. Der Anblick schüchterte mich ein, wirkte bedrohlich. Auch auf dem Vorplatz tummelten sich junge Leute in meinem Alter, liefen die gepflasterten Wege entlang oder saßen mit Büchern auf Bänken. Verschiedene Denkmäler, darunter eine Statue der Geschwister Scholl, standen zwischen alten Bäumen

auf dem Gelände verteilt. Neben der Lebendigkeit schwang der Respekt vor der Geschichte des Ortes mit und mir wurde noch ein bisschen flauer im Magen. Ich hatte versucht, mir den Lageplan einzuprägen, aber jetzt hatte ich das Gefühl, gar nichts mehr zu wissen.

»... rund um die Uni gibt es viele Cafés, kleine Bäckereien und richtig süße Buchläden. Sara und ich treffen uns ab und zu, wenn's passt, und laufen zum Englischen Garten rüber.«

»Da will ich unbedingt hin«, sagte ich.

»Das machen wir mal. Der ist auch nicht weit von unserem Viertel in Schwabing entfernt.«

Gemeinsam liefen wir ein paar Meter, bis wir vor dem Hauptgebäude ankamen, in dem der Hörsaal lag, wo die offizielle Begrüßung für die Teilnehmenden der Sommerakademie stattfand.

»Danke, dass du mit mir hergekommen bist«, sagte ich an Juli gewandt. Sie ahnte nicht, *wie dankbar* ich ihr wirklich war.

»Kein Ding. Als du gesagt hast, dass du noch nie U-Bahn oder Straßenbahn gefahren bist, dachte ich mir, dass es nicht schadet, wenn du an deinem ersten Tag eine Begleitung hast. Vielleicht sollten wir Nummern austauschen, damit du mir schreiben kannst, wenn was ist. Wir können uns immer irgendwo treffen.«

»Äh, ja klar, gern.« Ich schürzte die Lippen und zog zögerlich mein Handy aus dem Rucksack. Es war uralt, zerkratzt und hatte ein winziges Display. Irgendwann in der Oberstufe hatte ich ein gebrauchtes Handy von meinen Eltern bekommen, um erreichbar zu sein. Meine Freude darüber war aber schnell abgeflaut, weil ich in der Gemeinde von allen Seiten zu hören bekam, dass ich nur das Nötigste damit machen sollte, um mich nicht vom richtigen Weg abbringen zu lassen. Ich hatte die Sorge nicht wirklich verstanden – es war doch bloß ein Handy, ohne besondere Funktionen und mit eingeschränktem Internetzugang. Dennoch hielt ich mich an die Regeln und nutzte es ausschließlich im Notfall. Ich hatte zu oft miterlebt, dass andere Jugendliche während der Gottesdienste auf die Sünderbank gesetzt wurden, vor den Augen aller Gemeindemitglieder, weil sie heimlich gepocht oder andere sündige Dinge getan hatten.

Julis Blick lag auf dem Handy, und ehe sie etwas sagen konnte, erklärte ich: »Ich weiß, ist nicht das neueste Modell. Es ist ... vorübergehend.« Mir war klar, dass dieses *Vorübergehend* eine sehr lange Zeit sein würde, weil ich mir so schnell kein neues Handy würde leisten können, und das stand auch nicht auf den obersten Plätzen meiner Prioritätenliste. Ein paar Scheine hatte ich von meinen Eltern zugesteckt bekommen, das reichte für einen Laptop, den ich für das Studium dringender brauchte. Ich war dankbar für das Geld, dennoch musste ich mich schnellstmöglich um einen Job kümmern, um die Miete zu bezahlen und mir die Dinge zu kaufen, die ich ab jetzt brauchen würde.

Nachdem wir unsere Nummern ausgetauscht hatten, drückte Juli meine Schultern und strahlte mich an. »Ich wünsche dir einen perfekten ersten Tag. Du schaffst das.«

Ich atmete durch und hätte ihr zu gern gesagt, wie viel es mir bedeutete, dass sie für mich da war.

Den Notizblock an meine Brust gepresst, lief ich durch die Eingangstür und folgte den anderen. Das Herz schlug mir bis zum Hals, als ich mir einen Platz in der hintersten Reihe des Hörsaals suchte. Ich ließ den Blick durch den Raum wandern und stellte ein wenig entspannter fest, dass ich nicht die Einzige war, die allein dasaß und niemanden zu kennen schien. Ich war es gewohnt, dass ich nicht mittendrin war, nicht gleich mit Fremden ins Gespräch kam, nicht eine von ihnen war. Das machte es ausnahmsweise leichter, und ich rief mir immer wieder in Erinnerung, dass das hier all das war, was ich mir seit Jahren erträumt hatte. Ich hatte es bis hierhin geschafft, und das würde mir niemand mehr nehmen.

—

Meine Ohren glühten immer noch, als ich das Unigelände ein paar Stunden später wieder verließ. Gemeinsam mit einer Tutorin hatten wir einen Rundgang gemacht, die Bibliothek, Mensa, Studienberatung und die Leopoldstraße besucht, in der ich ab Oktober viel Zeit

verbringen würde. Im Gebäude der Studienberatung hatte ich die Pinnwand entdeckt, an der Jobangebote hingen. Das meiste waren Aushänge für Studentische Hilfskräfte, in der Unibibliothek oder Cafeteria. Weil ich schnell eine Arbeit brauchte, konnte ich nicht wählerisch sein, hoffte insgeheim aber auf etwas anderes. Auf etwas, das mich erfüllte und einen tieferen Sinn hatte. Ich wusste, woher dieser Drang kam, und auch, warum ich mich schlecht fühlte und langsam unruhig wurde. Seit meiner Abfahrt von zu Hause hatte ich nicht mehr gebetet, den Gedanken an die Gemeinde verdrängt. Der Umzug nach München war wie eine Tür, die ich noch nie zuvor geöffnet hatte, wie ein neutraler Boden, ein frisch gesäter Rasen, den ich in Ruhe betreten und erkunden wollte. Deshalb hatte ich mir diese Stadt ausgesucht, in der es keine Gemeinde wie meine gab. Als Papa gegangen war und ich in meinem WG-Zimmer gestanden hatte, hatte ich mich erst verloren gefühlt und im selben Moment freier denn je zuvor. Aber auch verwirrt, weil ich keinen Halt mehr zu haben schien und es gleichzeitig genoss. Vielleicht war das alles normal, und ich würde bald wieder in die Spur kommen.

Während sich meine zukünftigen Kommilitonen in Grüppchen zusammentaten, um in nahe gelegene Cafés zu schlendern oder zum Englischen Garten aufzubrechen, setzte ich mich ab und lief Richtung Stadtmitte. Ich folgte der Navigationsapp auf meinem Handy, die mich nach Süden schickte, zum Odeonsplatz, wo eine Kirche stand, von der ich meine Aufmerksamkeit hastig abwenden musste, obwohl sie wunderschön war. Sie holte zu viele widersprüchliche Gedanken an mein Zuhause und die Gemeinde hoch.

Bald kam ich an verschiedenen Läden vorbei, an Straßencafés und historischen Gebäuden, bis ich den Marienplatz erreichte. Die Sonne blitzte durch den wolkenverhangenen Himmel, warf lange Schatten auf die grauen Steinplatten, auf denen sich zwischen den Rathäusern und der Mariensäule Musiker, Straßenkünstler und Stadtführer mit Schirmen in den Händen tummelten, während unter mir die U-Bahn rauschte. Der Platz schien zu vibrieren. Ein Strom aus Stimmen, Musik und Bewegung. Ich wusste nicht, wo ich zuerst hinsehen und

hinhören sollte. Alles fühlte sich zu groß und zu viel an – aber auch unglaublich lebendig. Ich atmete durch, mehrmals, bis ich mich an den Stadtlärm und die vielen Menschen gewöhnt hatte.

Mein Handy vibrierte in meinen Händen, und ich lächelte, als ich Julis Namen auf dem Display sah, die fragte, wie es mir ging. Schnell schrieb ich ihr zurück, dass ich noch ein bisschen die Gegend erkunden und nach einem Job suchen wollte. Danach würde ich hoffentlich irgendwie zurück zur WG finden. Die Fahrt mit der U-Bahn heute Morgen war eine große Sache für mich gewesen, und ich hatte mich bemüht, Julis Erklärungen zu folgen, was das Liniennetz in München anging.

Nachdem ich die Nachricht abgesendet hatte, lief ich einfach drauflos, verließ den Platz, sog die fremden Gerüche ein, die an jeder Straßenecke hingen – mal roch es nach Gebratenem aus den Imbissen und Restaurants, dann nach Kaffee aus den vielen Cafés, nach den Parfums der Menschen, an denen ich mich vorbeischlingelte. Ich hatte noch nie in meinem Leben so viele verschiedene Sprachen auf einmal gehört, so viele Gesichter gesehen, so viele Geräusche wahrgenommen. Nach dem Vormittag an der Uni fühlte ich mich überreizt, aber mein Herz war voll. Voll von Dankbarkeit, hier zu sein, allein zu sein, obwohl es mir gleichzeitig so viel Angst machte.

Ich zuckte zusammen, als ein Auto hupte und kurz darauf eine Straßenbahn an mir vorbeirauschte. In Eichhain gab es höchstens Busse, die einmal pro Stunde fahren. Jeder kannte jeden. Besonders innerhalb der Gemeinde blieb kein Geheimnis verborgen. Nicht ein einziges.

Gestern Abend hatte ich vor dem Schlafengehen mit Mama telefoniert. Es waren nur ein paar Minuten gewesen, und sie hatte nicht viel gefragt, jedoch hatte ich jede ihrer Emotionen durch das Handy gespürt – ihre Angst um mich, ihre Trauer, weil ich gegangen war, ihre Sorge, dass ich auf dem falschen Weg war, dass ich mich verlor. Ich wünschte, ich könnte offen mit ihr sprechen, ihr sagen, dass auch ich Angst hatte. Was nicht ging. Ich hatte keine Ahnung, wie man über Gefühle sprach.

»Entschuldigen Sie.« Ich blieb stehen und sah zu dem Mann, der plötzlich neben mir stand und in dem Moment zurücktaumelte, als ihn ein Passant im Vorbeigehen mit Wucht mit der Schulter anstieß. Der Mann rieb sich den Arm. Er hatte einen dichten Bart, wildes gräuliches Haar. Seine hellblauen Augen wirkten müde. »Haben Sie einen Euro für mich? Bitte?«

Mir fiel seine zerschlissene Kleidung auf und der Einkaufswagen, in dem sich Decken, Tüten, Jacken und andere Dinge stapelten. Ohne zu zögern, holte ich meinen Geldbeutel heraus und gab ihm zwei Euro. Er steckte das Geld in die Tasche seines Mantels – ein dicker Wintermantel im Sommer. »Danke.«

»Brauchen Sie sonst noch was? Essen oder etwas zu trinken?«, fragte ich. In meiner Brust wurde es eng. Es war nicht das erste Mal, dass ich einen Obdachlosen sah, aber auf dem Weg durch die Stadt hatte ich zu viele von ihnen gesehen, was mir das Herz brach.

»Nein danke«, erwiderte er. »Das bekomme ich alles in der AFO.«

»AFO?«, hakte ich nach.

»Die Anlaufstelle für Obdachlose, direkt hier um die Ecke.« Er zeigte mit einem schwieligen Finger in die Straße. »Nette Leute da. Aber immer zu wenig Helfer.«

Ich nickte, obwohl sich der Mann längst von mir abwandte. Intuitiv lief ich auf die Seitenstraße zu, die er mir gezeigt hatte. Wenig später stand ich vor einem unscheinbaren Stadtbau mit verwitterter Fassade. Über der Tür hing ein Eingangsschild mit dem schlichten Schriftzug: *AFO – Anlaufstelle für Obdachlose*.

Neben der breiten Holztür saß ein Mann, der einen Schlafsack einrollte und zu mir schielte, als ich ihn grüßte und eintrat. Der dunkle Flur, von dem mehrere Türen abgingen, wirkten wie das Innere eines Bürogebäudes. Ich lugte in einen Raum, der mit seinen verschiedenen Sitzmöglichkeiten, einem Fernseher und den bunt gemischten Bücherregalen wie ein Aufenthaltsraum aussah. Eine Handvoll Leute saß darin – Obdachlose, die lasen oder im Sitzen eingeknickt waren. Beim Anblick ihrer müden und vom Leben gezeichneten Gesichter spürte ich einen Stich in der Brust.

»Kann ich helfen?« Ein Mann mittleren Alters kam im Flur auf mich zu. Er war riesig, hatte eine Glatze, dunkle Augen und trug einen Blaumann. Sein Blick wirkte mürrisch, einschüchternd. Ich starrte ihn an und ... schwieg. Meine Muskeln spannten sich an, reagierten auf die vertraute Angst, die Unfähigkeit, etwas zu sagen. Vielleicht lag es daran, dass er mich optisch an Ruben erinnerte. Ohne den Blaumann, aber er hatte ähnliche Gesichtszüge, und diese Glatze ... Ich schluckte, mein Hals war trocken.

»Hallo?« Der Mann musterte mich, kniff die Augen zusammen, als würde er an meiner geistigen Verfassung zweifeln.

»Ich, äh, ich suche einen Job«, stammelte ich. Mein Puls ging viel zu schnell, und Panik schoss in mir hoch. Ich atmete weiter, langsam, versuchte, mich nicht in das Gefühl hineinzusteigern, hilflos zu sein, klein zu sein, ihm unterlegen.

»Einen Job?« Bevor er weiterreden konnte, erschien hinter ihm eine Frau mit kinnlangem braunem Haar und vielen Lachfältchen um die Augen. Sie schloss die Tür zu einem der Räume, aus dem sie gekommen war.

»Du suchst einen Job? Das ist das Beste, was ich seit Langem gehört habe.« Sie klopfte dem Mann auf die Schulter, drängelte sich an ihm vorbei. »Schon gut, Eddie. Ich übernehme das.«

Eddies Miene veränderte sich, wurde weicher, die Härte wich aus seinen Augen, und er schmunzelte. »Klar, Chefin.«

Erleichtert ließ ich die Schultern sinken und wandte mich an die Frau. »Hallo, ich bin Hanna Kaslow.«

»Hanna.« Sie strahlte. »Ich bin Margit, die Leiterin der AFO. Du suchst also wirklich einen Job?«

»Einen Nebenjob. Ich studiere an der LMU, also ab Oktober, aber ich belege eine Sommerakademie ...« Innerlich stöhnte ich, weil ich keinen klaren Satz rausbrachte, so nervös war ich. Margit schien das nicht zu stören, sie nickte.

»Verstehe. Klingt es übertrieben, wenn ich sage, dass dich der Himmel schickt?« Sie sagte es voller Leichtigkeit, ich verkrampfte mich. *Der Himmel.* »Wollen wir in meinem Büro sprechen?«

Ich folgte ihr zu der Tür, aus der sie eben gekommen war. Das Büro war klein und chaotisch. Überall standen Kisten herum, auf dem Schreibtisch stapelte sich neben Ordnern jede Menge Kleidung.

»Entschuldige das Chaos, wir veranstalten bald ein Sommerfest, und ich sehe die Kleiderspenden durch, die wir an dem Tag an die Obdachlosen ausgeben. Dazu kommt, dass mein Computer seinen Geist aufgegeben hat, immer zum falschen Zeitpunkt. Gut, dass ich dich habe, Noah.«

Erst jetzt bemerkte ich den Mann, der hinter den Klamottenbergen am Schreibtisch saß. Als er den Kopf hob und sich unsere Blicke trafen, stockte mir der Atem. Alles, was ich sah, waren türkisfarbene Augen mit dunklen Wimpern, die mich erst aufmerksam, dann eingehender musterten. Sein Haar war tiefbraun, an den Seiten kürzer geschnitten als am Oberkopf und leicht verstrubbelt. Als mir klar wurde, dass ich ihn mit großen Augen anstarrte, als wäre er irgendeine Erscheinung, sah ich hastig weg.

»Lass dich von uns nicht stören«, sagte Margit an ihn gewandt und zog zwei Stühle von ihrem Tisch in die andere Ecke des Raums. »Setz dich, Hanna. Möchtest du was trinken?«

»Nein danke.« Ich nahm Platz, knetete meine feuchten Finger. Margit griff nach einer Kaffeetasse, die auf einem Regal stand, und nahm einen Schluck. Kurz zuckte mein Blick zu Noah, der wieder hinter dem Klamottenstapel verschwunden war.

Nachdem sich Margit mir gegenübergesetzt hatte, betrachtete sie mich mit wachem Blick. »Mich interessiert natürlich brennend, warum du ausgerechnet bei uns nach einer Arbeit suchst. Die meisten jungen Leute wollen in coolen Cafés oder in Clubs und Bars arbeiten.« In ihrer Stimme lag keinerlei Vorwurf, es war einfach nur eine neutrale Feststellung.

»Ich will etwas machen, das anderen hilft«, sagte ich. »Da war ein Mann draußen auf der Straße, der mich nach einem Euro gefragt und mich auf die Anlaufstelle aufmerksam gemacht hat.«

»Lass mich raten. Grauer dichter Bart und langer Wintermantel?«  
Ich nickte.

»Das ist Harry, ein netter Kerl. Er kommt seit Jahren zu uns zum täglichen Mittagstisch. Jetzt hat er sich eine Extraportion Nachtisch verdient, weil er dich hergebracht hat. Wir brauchen nämlich ganz dringend Unterstützung. Die Arbeit wächst uns allen über den Kopf.«

»Und wofür genau?« Ich war nicht anspruchsvoll, was meine Arbeit anging.

»Für das Obdachlosencafé. Wir werden von mehreren Bäckereien beliefert, die uns Kuchen, Brot und andere Backwaren vom Vortag spenden. Dreimal die Woche können sich die Menschen hier eine heiße Tasse Kaffee, Tee und leckeren Kuchen holen.«

»Das klingt wirklich schön.« Mein Herz machte einen Sprung. »Ich habe zwar noch nie in einem Café gearbeitet, aber ...« Ich stockte. Seit meiner Kindheit regelmäßig bei Feierlichkeiten der Gemeinde wie Hochzeiten oder religiösen Festen die Gäste bedient, so wie alle Mädchen und Frauen.

Die Tage vor solchen Feiern hatte ich mit Backen und Kochen verbracht und mit den Chorproben, die ich viel mehr gemocht hatte. Ich liebte es, zu singen, Klavier und Gitarre zu spielen und mich in den Melodien zu verlieren. Auch wenn wir die Lieder nie hatten frei wählen dürfen, waren das für mich die Momente gewesen, in denen ich in eine Art andere Welt eingetaucht war, in eine leichtere, freiere. Die vielen Fragen, die ich gehabt hatte, waren für eine Weile nebensächlich geworden.

»... ich habe Erfahrung mit großen Familienfeiern und vielen Gästen.«

»Das ist gut. Die Leute, die herkommen, sind sehr dankbar und würden sich niemals über einen zu wässrigen Kaffee beschweren.« Margit zwinkerte. »Viele kommen, um draußen in der Sonne zu sitzen und ein bisschen in Gesellschaft zu sein, so wie jetzt, im Sommer. Im Herbst und Winter gibt es drinnen auch ein paar Sitzplätze, um sich aufzuwärmen.«

»Ich finde es toll, dass es so eine Anlaufstelle gibt.«

»Du hast nach wie vor Interesse?«

»Ja!«, platzte es euphorisch aus mir heraus. Margits Lächeln wurde

breiter. Ein Prickeln im Nacken verriet mir, dass mich noch jemand ansah. Als ich zu dem Mann hinter Margits Schreibtisch schielte, räusperte er sich.

»Sorry, wenn ich störe, Margit, ich bin fertig. Der Computer läuft wieder.«

Noah stand auf und ragte in beachtlicher Größe hinter dem Schreibtisch auf, ehe er ihn umrundete. Er war sportlich gebaut, seine Arme muskulös, er trug ein schwarzes Shirt und locker geschnittene Jeans.

»Oh, prima, ich danke dir, Noah.«

Noahs und mein Blick trafen sich erneut, und wieder war ich diejenige, die den Kontakt schnell abbrach.

*Wieso starre ich ihn so an? Das ist ... peinlich, unangemessen.*

Ich klammerte meine Aufmerksamkeit an meine Hände, bis er sich verabschiedete und das Büro verlassen hatte.

»Also, Hanna, wenn du willst, machen wir direkt einen Arbeitsvertrag fertig, den du in Ruhe zu Hause durchsehen kannst. Wir können leider nur den Mindestlohn zahlen, soviel ich weiß, sieht das in vielen Studi-Jobs nicht anders aus. Ich hoffe, das passt für dich?«

Ich nickte. »Ab wann könnte ich denn anfangen?« Sicher klang ich viel zu verzweifelt, ich brauchte diesen Job dringend und am besten sofort.

»Wenn es geht, so schnell wie möglich. Ich möchte erst mal die Kolleginnen und Kollegen informieren.«

»Ja natürlich.«

»Du kannst mir gern deine Nummer dalassen, und ich melde mich, sobald ich alles geklärt habe. Sofern du mit allem einverstanden bist, kannst du nächste Woche anfangen.«

Ein weiterer tonnenschwerer Stein fiel mir vom Herzen, und ich wäre Margit am liebsten um den Hals gefallen. Stattdessen bedankte ich mich, steckte kurz darauf alle Unterlagen, die sie mir mitgab, in meine Tasche und verließ mit glühenden Wangen das Büro.

»Wenn alles klar ist, bekommst du selbstverständlich noch eine Führung durch unsere Anlaufstelle. Jetzt habe ich leider keine Zeit,

das mit uns war ja sehr spontan«, sagte sie und wirkte bei der Verabschiedung ebenso erleichtert über diese Fügung wie ich.

Auf dem Weg Richtung Ausgang hatte ich das Gefühl, vor Glück losweinen zu müssen, und achtete nicht auf den Mann, der plötzlich mit einem Karton in den Armen um die Ecke bog, sodass ich mit vollem Tempo in ihn hineinlief. Der Karton fiel zu Boden, und ich stolperte rückwärts, verlor das Gleichgewicht und ... fiel nicht. Eine Hand mit schlanken Fingern hielt mich am Arm fest und zog mich zurück auf die Beine. Mein Blick sprang von der Hand in das Gesicht des Mannes – in *sein* Gesicht, das mir viel zu nah war. Türkisfarbene Augen, die so hell und leuchtend schienen wie die Ozeane auf Postkarten, musterten mich als würde ihnen nichts entgehen, als könnten sie durch alle Schichten hindurchsehen.

»Alles okay?« Seine Stimme klang rau und tief, und wie auf Kommando stellten sich die feinen Härchen an meinem Arm auf, dem Arm, den er immer noch festhielt. Rasch entzog ich mich seinem Griff und trat einen Schritt zurück.

»Ja, tut ... tut mir leid. Ich habe nicht aufgepasst. Das war keine Absicht.«

Noah zog die Brauen zusammen. »Schon okay, du musst dich nicht entschuldigen. Ich habe genauso wenig aufgepasst.«

*Ein Lächeln kann schnell als Einladung missverstanden werden. Halte Abstand.*

Ich schluckte, kniete mich auf den Boden und machte mich daran, die Kabel zurück in den Karton zu legen, die bei unserem Zusammenstoß herausgefallen waren.

»Hey, das ist nicht nötig. Ich mach das.« Noah hockte sich neben mich, so dicht, dass ich seinen Geruch wahrnahm. Ein frischer, leicht herber Duft, der mich an einen Waldspaziergang im Sommer erinnerte.

»Die ungarischen Chips mag ich auch am liebsten.« Noah griff nach meiner Notfalltüte, die mir wohl bei unserem Zusammenstoß aus der Tasche gefallen war. Peinlich. Hastig griff ich danach, dabei berührten sich unsere Finger. Ich zog die Hand zurück, meine Fingerspitzen kribbelten.

»Glückwunsch, übrigens.«

Ich schielte zu ihm. »Wozu?«

»Zum Job.« Einen Moment verlor ich mich in seinen Augen.

»Ach so, ja, danke.« Ich stand auf, strich über meinen Rock. »Ich habe noch nichts unterschrieben, aber ich hoffe, es klappt.«

»Hm.« Noah erhob sich ebenfalls, den Karton in den Händen. Sein Blick glitt über mein Gesicht, und wieder lächelte er. »Ich würde mich auf jeden Fall freuen, wenn wir uns öfter sehen, Hanna.«

Meine Wangen brannten, und ehe ich überhaupt etwas erwidern konnte, wozu ich sowieso nicht imstande gewesen wäre, war er schon an mir vorbeigelaufen. Drei Sekunden lang starrte ich vor mich hin, spürte meinen schnellen Puls und immer noch das Prickeln in den Fingern. Ich war weniger als achtundvierzig Stunden in dieser Stadt, und mein Leben fühlte sich an, als hätte es jemand aus den Angeln gehoben. Im guten Sinne? Das konnte ich nicht sagen. Denn ich war allein, da war kein Halt, niemand, der mir vorschrieb, was ich tun sollte. Da war nur noch ich. Aber diese Person war mir vollkommen fremd.

## Tagebucheintrag

Ich habe mich getraut und mit meinen Eltern gesprochen wegen des Abis. Es klappt! Sie haben wirklich zugestimmt, und ich habe vor Erleichterung geweint, als niemand von meinen Geschwistern in meinem Zimmer war. Meine Eltern haben mit der Bruderschaft gesprochen, und sie haben meinen Wunsch abgesegnet. Ich weiß, dass es nicht selbstverständlich ist und dass es nicht der Weg ist, der für mich vorgesehen war. Dennoch habe ich mich durchgesetzt, zum ersten Mal, und ja, es fühlt sich gut an. Richtig gut.

Aber ich fühlte mich auch schuldig, weil ich meinen Eltern verschwiegen habe, dass ich das Abitur machen möchte, um meinem Traum, Lehrerin zu werden, näher zu kommen, und nicht, weil ich mich noch nicht für einen Ausbildungsplatz entschieden habe. Meine Noten sind tadellos, und ich werde alles dafür tun, dass ich auf diesem Niveau bleibe, um meine Chancen auf einen guten Studienplatz zu erhöhen. Es gibt ein paar Unis, die ich im Internet herausgesucht habe. Den Laptop darf ich nur einmal in der Woche oder für Schulprojekte nutzen. Ich hoffe, dass meine Eltern den Verlauf nicht kontrollieren. Löschen wollte ich ihn nicht. Das wäre nicht richtig. Ich weine in letzter Zeit oft. Nicht vor Glück, sondern weil ich Angst habe. Es ist, als würden zwei Stimmen in meinem Inneren auf mich einreden. Ich weiß nicht, auf welche ich hören soll.



## KAPITEL 3

Hanna

»Eine Jeans?«

Ich folgte Saras überraschtem Blick auf meine Beine, die heute in einer so gut wie ungetragenen Jeans steckten.

»Stimmt was nicht damit?« Ich gab mich locker, obwohl ich wusste, warum ihr mein Outfit gleich aufgefallen war. Ich hatte die letzten Tage, seit ich in der WG wohnte, ausschließlich Röcke getragen. Nicht diese Art von stylishen langen Maxiröcken, die man im Sommer trug, aus leichten Stoffen mit niedlichen Blumenmustern, sondern solche, die in ihren gedeckten Farben und schweren Stoffen altmodisch und langweilig wirkten. Ich hasste sie. Ich hatte sie schon immer gehasst, zumindest ab dem Moment, in dem ich realisiert hatte, dass nicht jedes Mädchen solche Röcke tragen musste.

*In der Umkleide ziehen die anderen Mädchen kurze Sporthosen oder Leggins an. Ich starre auf die Jogginghose an meinen Beinen hinunter, eine viel zu weite, die einzige, die ich tragen darf, und das ausschließlich zum Sport. Ich spüre die Blicke auf mir, höre das Getuschel, als ich in meine Sportschuhe schlüpfe und zur Hallentür laufe. Ich bin nicht sicher, ob sie über mich reden, weil sie mich zum ersten Mal mit einer Hose sehen, oder weil sie so schrecklich weit und hässlich ist. Als ich über die Schulter sehe, hört das Kichern auf.*

Nachdem ich mich durchgesetzt und dafür gekämpft hatte, das Abitur zu machen, wurde die Abscheu, Röcke zu tragen, größer. Ich besaß eine Jeans, und die hatte ich immer nur anziehen dürfen, wenn wir mit der Jugendgruppe wandern gegangen waren. Bis heute.

»Nein, alles okay, aber ...« Sara saß mit angezogenen Beinen auf dem Sofa und aß ihr Müsli vor dem Fernseher. Es lief eine Serie, die sie oft sah. Darin ging es um ein Mädchen, das jeden Sommer mit einer anderen Familie und zwei Brüdern in einem Strandhaus Urlaub machte, und irgendwie hatte sich diesmal alles verändert. So viel hatte sie mir zumindest erzählt. »Ich hab dich bisher nie in einer Hose gesehen.«

Ich schluckte und holte mir ein Glas aus dem Schrank in der angrenzenden Küche, das ich mit Leitungswasser füllte.

»Es ist heute frischer als die letzten Tage«, murmelte ich und trank einen Schluck Wasser.

Sara schob sich einen Löffel Haferflocken in den Mund und musterte mich kauend. Zum Glück beließ sie es dabei und konzentrierte sich wieder auf die Serie.

»Gehst du zur Uni?«, fragte sie, als ich meine Tasche schulterte und in den Flur lief. So leise wie möglich schlüpfte ich in meine Sneaker.

Juli war letzte Nacht unterwegs gewesen und mit irgendeinem Typen in die WG gekommen. Mitten in der Nacht hatte ich sie gehört, weil ich von ihrem Kichern wach geworden war und von der dunklen Männerstimme, die kurz darauf gefühlte einhundertmal »Fuck, Juli, ja! Genau so«, gestöhnt hatte. Erst war ich verwirrt gewesen, bis der Groschen gefallen war, was im Zimmer nebenan passierte. Mit beiden Händen hatte ich mir die Ohren zugehalten. Als es endlich still war, hatte ich erst beten wollen, aber ich hatte mich nicht konzentrieren und auch nicht mehr einschlafen können. Die Nacht war deshalb kurz gewesen, und ich fühlte mich wie gerädert, als ich mich am Morgen ins Badezimmer geschleppt hatte. Ein neuer Post-it hing bereits am Spiegel, doch ich hatte die Botschaft nur unterschwellig wahrgenommen. Das Ritual ... dafür würde ich mir etwas einfallen lassen müssen.

Nach einer warmen Dusche und ein paar motivierenden Worten an mich selbst, dass ich mich schon noch an mein neues Leben gewöhnen würde, hatte ich vor meinem Kleiderschrank gestanden, den Rock in den Händen, den Blick auf die sauber gefaltete Jeans geheftet, die ich nicht mehr verstecken musste. Plötzlich war mir das Post-it eingefallen, der Mut-Spruch des Tages. *Es ist okay, sich selbst zu überraschen.* Ich hatte nach der Jeans gegriffen, sie angezogen und mich in dem Spiegel in meinem Zimmer betrachtet. Der dunkelblaue Stoff lag eng an. Es gefiel mir, wie der Schnitt meine Beine betonte, meinen Po formte. Ich fühlte mich darin wie ein anderer Mensch. Und obwohl ich es mir immer gewünscht hatte, sie eines Tages anzuziehen, war ich nicht sicher, ob heute der richtige Tag war.

»Es ist mein erster Arbeitstag. In der AFO.«

Ich hatte Sara und Juli erst nach Margits Zusage am Telefon davon berichtet. Sie hatten sich mit mir gefreut und mich über den Job ausgefragt. Viel konnte ich zwar noch nicht sagen, aber beide fanden, dass es sehr gut klang. Sara hatte gemeint, dass ich mit dieser Art von Nebenjob nicht bloß Geld, sondern einen Haufen AURA-Punkte verdienen würde, was ich nicht verstanden und später, als ich allein in meinem Zimmer war, mit meinem Handy gegoogelt hatte. Von Noah hatte ich meinen Mitbewohnerinnen nichts erzählt, obwohl ich seit unserer Begegnung immer mal wieder an ihn denken musste. Keine Ahnung, warum. Ich kannte ihn nicht, und er sollte mir egal sein, aber diese Augen ... Es fiel mir schwer, sie zu vergessen.

»Ah ja, stimmt. Der Job. Dann viel Spaß.«

»Danke.« Ich wollte gerade zur Wohnungstür gehen, als Julis Zimmertür aufgedrückt wurde und ein Typ heraustrat, der nichts weiter als Boxershorts trug – gähnend und mit verstrubbelten Haaren. Er kratzte sich am nackten Bauch, und ich hielt meinen Blick mit aller Kraft davon ab, der feinen Haarlinie unterhalb seines Nabels zu folgen. Aus kleinen Augen blinzelte er mich an.

»Oh, hey.«

Ich war wie gelähmt, während mich die Erinnerung an seine Geräusche von letzter Nacht einholten. »*Fuck, Juli, ja! Genau so.*«